

Zum 150jährigen Geburtstag Friedrich von Schillers am 10. November 1909.

Johann Christoph Friedrich von Schiller wurde am 10. November 1759 in Marbach in Württemberg geboren, wo sein Vater als Offizier in herzoglich württembergischen Diensten stand. Sein Elternhaus war für den späteren Dichteros die liebste und schönste Erinnerung an seine Jugend. Seine Mutter, der man zum Teil den besten Einfluß auf ihn zuspricht, wie ihn die Frau Rat auf den jungen Goethe gehabt hat, hat ihm ein unendlich trauliches „Zu-Hause“ in seiner Jugendzeit geschaffen, das wie warmer Sonnenschein sein ganzes Leben auf ihn gewirkt hat. Der tüchtige aber durch seinen Soldatendienst auch strenge Vater brachte bei ihm das Pflichtgefühl zur besten Entfaltung und schon frühzeitig kam der junge Schiller auf seine Veranlassung in die Karlschule bei Stuttgart, die jetzige Militärakademie. Hier wurde er mit anderen Beamten- und Offiziersöhnen unter der direkten Aufsicht des Herzogs Karl Eugen zum Militärdienst erzogen. Das war natürlich nichts für den etwas schwärmerisch und ideal veranlagten jungen Mann, der hier jedem Einfluß weiblichen Wesens entrückt, recht bald den Drill in dieser Erziehungsanstalt satt hatte. Sein dichterisches Talent hatte ihn bald unter seine Kameraden beliebt gemacht und als er heimlich „Die Räuber“ geschrieben und nach vielerlei Anstrengungen zur Aufführung gebracht hatte, schmetterte ihn ein Verbot des Herzogs, keine weitere ähnliche literarische Arbeit zu veröffentlichen, in allen seinen Zukunfts träumen nieder. Hier war es wieder die Mutter, die ihn in seinem Freiheitsdrang begriff, während der Vater, in Angst um seine Stellung, das Verbot seines Herzogs bekräftigte. Als weiteres Schaffen in der Karlschule unmöglich wurde, flüchtete er in aller Heimlichkeit und erst nach seiner späteren Verbindung mit seiner Gattin Charlotte von Lengefeld und die Fürsprache seiner einflussreichen Freunde söhnten ihn mit dem Herzog wieder aus. Seine größte Freude war, als sein Schaffen auch Goethe anerkannte und ihn wie einen gleichwertigen Bruder behandelte. Das war die Veranlassung, ganz nach Weimar überzusiedeln, und das waren die schönsten Tage seines Lebens, trotzdem er den Todeskeim schon in sich trug. Hier vereinigte sich unter dem kunstfertigen Herzogspaar ein Kreis der berühmtesten deutschen Geistesherden, und der frühe Tod des im besten Mannesalter stehenden Dichters riß eine schmerzliche Lücke in diesen Kreis. Unbekannt sind Schillers Werke, und sie sind die wert-

vollsten Schätze deutscher Dichtkunst. Die Gebeine Friedrich von Schillers und Goethes ruhen zusammen in der Fürstengruft in Weimar, die pietätvoll gepflegt wird. Die letzten Lebensjahre Schillers zeigen so recht, wie er seine großen Arbeiten in unermüdbarem Kampfe mit seinem immer mehr dahinsiechenden Körper geschaffen hat. Bei einer Einzugsfeierlichkeit im Herbst 1804 zog

seine Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aus.

Am 9. Mai 1809 verschied Schiller nach hartem Todeskampf und am 11. Mai wurde er zur letzten Ruhe bestattet. Kurz war sein Leben, aber es war voll köstlichen Inhalts. Sein Geburtshaus in Marbach, sein Wohnhaus in Weimar und das Wohnhaus in Leipzig-Gohlis, das ihm ein Leipziger Freund bei seinem dortigen Aufenthalt zur Verfügung stellte, sind noch heute als Museen erhalten, und in diesen Gebäuden werden eine große Anzahl von Gegenständen als persönliche Erinnerungen aufbewahrt. Ebenso wie sein Elternhaus ihm die liebste Erinnerung an seine Jugendzeit war, so bereitete ihm seine Gattin, seine „Lotte“, sein eigenes Heim zu einem Heim, das er in begeisterten Worten besungen hat. In dem Liede der „Glocke“ hat er seine Lotte, die ihm als Vorbild täglich vor Augen stand, z. B. besungen:

„Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau,
die Mutter der Kinder,
Und herrscht weise im häuslichen Kreise, und
lehret die Mädchen,
Und wehret den Anaben, und regt ohn' Ende
die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn,
und füllet mit Schönen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den
Faden,
Und sammelt im reinlich gekläteten
Schrein
Die schimmernde Wolle den schneeigen
Bein,
Und füget zum Guten den Glanz und den
Schimmer,
Und ruhet nimmer.“ — —



Johann Christoph Friedrich von Schiller,
geb. 10. November 1759 in Marbach, gest. 9. Mai 1805 in Weimar.
Nach einem Bilde von Straß.

er sich einen Katarrh zu, der sich leider nicht mehr besserte und der ihm die letzten Wochen seines Daseins viel zu schaffen machte.

Noch kurz vor seinem Tode schrieb er an Körner voller Hoffnung folgendes:

„Ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leid-

Eine Reihe edler Frauengestalten hat Schillers Erdenwallen verschönt und verklärt. Vornehm und hochherzig, wie er selbst, hat er auch nur mit gleichwertigen Frauen verkehrt.

Die Bedeutung Schillers für die Nationalliteratur und für das geistige und sittliche Leben ist ungemein groß. Keiner der deutschen Dichter hat so tief in das Gemüt des deutschen Volkes gegriffen, keiner so die Herzen sich zur Wohnstätte bereitet, wie Schiller. Mit wunderbarer Kraft reißt er uns über das Alltägliche und Gemeine hinaus und weiß uns mit seiner eigenen Begeisterung für das Schöne, Gute und Edle zu erfüllen.

J. W. Larisch.

Gefesselt.

Roman von F. Arnefeld.

(A. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

3. Kapitel.

Der Gartenjalon in der Hildbach'schen Villa, der Sammelpfad für die Familiemitglieder wie für die Gäste des Hauses, war mit zierlichen, antiken Rokoko-Möbeln in den verschiedensten Farben ausgestattet und mit einer Tapete bedeckt, deren heitere Blumenarabesken mit den bunten Blumen der Möbelüberzüge im Einklang standen. Etwas fremdartig nahm sich in dieser Ausstattung ein großer amerikanischer Schaukelstuhl aus, der dicht neben der weitgeöffneten Glasür des Salons stand, so daß man von hier aus über eine mit Granatbäumen besetzte Rampe hinweg einen Teil des Gartens mit sorgsam gehaltenen grünen Rasenflächen und kunstreich geordneten Teppichbeeten in der Mitte übersehen konnte. Es war dies ein Lieblingsplatz der Frau Oberst von Hildbach, und auch heute lag sie in ihrem Schaukelstuhl. Der Lufthauch trug den Duft der im Garten in vollster Blüte stehenden Rosen in das Gemach, ein unweit der Rampe plätschernder Springbrunnen verbreitete wohlige Kühlung, aber die Dame schien von allen diesen Annehmlichkeiten wenig zu spüren.

Das in der Farbe dunkle, im Schnitt einfache, im Stoff aber sehr kostbare Seidenkleid knisterte bei jeder Schwingung des Stuhles, welche in ihrer Gait und Unregelmäßigkeit verrieten, daß Frau von Hildbach sich in Unruhe und Aufregung befand. Wiederholt richtete sie ihre gelbgrünen, eigentümlich schimmernden Augen auf die ihr gegenüber auf dem Kaminsims stehende Uhr, im Gehäuse aus altem Weißener Porzellan, und es hatte beinahe den Anschein, als errege das darin befindliche, zum zierlichen Nennzeit ausschreitende Wingenpärchen ihren besonderen Unwillen. Immer tiefer grub sich die Falte zwischen den schwarzen Augenbrauen; die Zähne senkten sich in die schmale, blasse Unterlippe, und die langere, magere, aber wohlgepflegte Hand, an der ein paar Ringe funkelten, trommelte nervös auf dem neben ihr stehenden Tischchen.

Plötzlich gelangte der Stuhl mit einem scharfen Ruck zum Stillstand, das bleiche, schmale Gesicht, welches ein grauer Scheitel unter einer etwas matronenhaften Haube aus Brüsseler Spitzen nicht ungefällig umrahmte, nahm einen vornehm kühlen Ausdruck an; sie griff nach einem aufgeschlagenen neben ihr liegenden Buch und heftete die Augen darauf.

Das scharfe Ohr der Frau Oberst hatte den leichten Tritt der jungen Mädchen auf der Treppe und im Vorzimmer vernommen und hörte jetzt auch, daß die hinter ihrem Rücken befindliche Tür des Gartenjalons geöffnet wird, sie gab sich aber den Anschein, als sei sie von der Lektüre des Buches völlig in Anspruch genommen und wendete sich erst um, als Elisabeth sagte: „Erlaube, liebe Tante, daß ich Dir meine Freundin Annie Wilson vorstelle.“

Elisabeths helle Stimme hatte bei dieser Anrede etwas ungewöhnliches Weiches, Einschmeichelndes; es drückte sich darin recht vernünftig die Bitte aus: „Nimm sie gut auf — mache, daß sie sich als gern gesehener Gast in diesem Hause fühle.“

Frau von Hildbach verstand aber diese stumme Sprache nicht oder wollte sie nicht verstehen und hatte auch keinen Blick für das in Annes Augen liegende bange Flehen. Sie hatte sich erhoben und musterte das sich tief vor ihr verneigende Mädchen lange mit ihren scharfen Augen. Annes ungewöhnliche Schönheit schien sie durchaus nicht angenehm zu überraschen, der Ausdruck ihrer Mienen wurde mißbezügigt und feindselig. Endlich gewandt sie es über sich, ihr zwei Finger der Hand zu reichen; halb widerwillig dudete sie, daß der unwillkommene Gast dieselben mit den Lippen be-

rührte, und in kühlem Tone sagte sie: „Ich begrüße Sie, Fräulein Wilson, und wünsche, daß es Ihnen in unserer ländlichen Einsamkeit gefallen möge.“

„Es ist ein Paradies, gnädige Frau,“ verzehrte Annie lebhaft.

„Das Ihnen jedoch wohl bald langweilig werden wird, da Sie aus Nizza und Paris hierher kommen,“ entgegnete die Frau Oberst mit eisigem Lächeln.

„Sie, so gar einsam ist es doch bei uns nicht, liebe Tante, es vergeht ja fast kein Tag, an dem wir nicht Besuch hätten,“ mischte sich Elisabeth ins Gespräch, bemüht, den Eindruck, den Frau von Hildbachs Empfang auf Annie hervorbringen mußte, möglichst zu verwischen.

Diese blieb jedoch ganz unbefangen und erwiderte voll Wärme: „Ich wünsche gar nichts Besseres als Einsamkeit und bin unglücklich dankbar, daß Sie mir diesen Aufenthalt hier gestatten.“

„Sie haben mir nicht dankbar zu sein, mein Fräulein, Sie sind Elisabeths Gast und mir um derothwillen schon willkommen,“ war die frohige Entgegnung.

„Lassen Sie mich hoffen, es werde mir gelingen, mich Ihnen auch um meiner selbst willen ein wenig annehmbar zu machen,“ antwortete Annie ohne jede Spur von Empfindlichkeit in einer so gewinnenden Weise, daß Frau von Hildbach es nicht leicht fand, den eingeschlagenen Ton beizubehalten. Sie hatte es sich jedoch vorgenommen, den ihr aufbrengenden Gast fühlen zu lassen, daß er nicht mit ihrer Zustimmung im Hause sei und war nicht die Frau, sich durch eine lebenswürdige Persönlichkeit von einem gefassten Beschlusse abbringen zu lassen. Für den Augenblick ward sie einer Antwort durch den Eintritt ihres Gatten überhoben.

Elisabeth flog dem Onkel entgegen, und aus der Art ihrer gegenseitigen Begrüßung ging schon hervor, daß zwischen dem Obersten und dem verwalteten Kinde seines Bruders ein viel innigeres Verhältnis herrschte als zwischen Tante und Nichte.

Auch die Begrüßung, welche der Oberst Annie angedeihen ließ, fiel weit ungewöner aus und hatte beinahe einen Anflug von Herzlichkeit. Die feine, schöne Erscheinung der jungen Fremden flößte dem für Frauenreize noch immer nicht unempfindlichen Herrn von Hildbach ein sichtlich Wohlgefallen ein, und was Annie betraf, so fühlte sie sich durch die Nähnähigkeit, welche jener mit seinem Sohn bejaß, angenehm berührt. Vater und Sohn besaßen die gleiche hohe, kraftvolle Gestalt, die bei dem ersteren jedoch schon etwas ins Breite gegangen war; ließen Haltung und Bewegungen des Obersten, sowie der eisgraue Schnurrbart in dem sonst klaren Gesicht und das ebenfalls graue, kurz geschnittene Haar auf den ersten Blick den Militär erkennen, so hatte doch der ihm eigene Gang zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit seiner Augen ein Kimmern verliehen und seinen Zügen ein Gepräge aufgedrückt, wesentlich verschieden von Ernsts kristallklaren Augen, von dem geistvollen, ein wenig herben Ausdruck seines Gesichtes.

„Elisabeth hatte Ihren Besuch so lebhaft gewünscht, und ist so beglückt dadurch, daß wir im Gegenteil Ihnen für Ihr Kommen zu Dank verpflichtet sind,“ antwortete er mit tiefer, ein wenig belegter Stimme auf die Dankesworte, welche Annie für die ihr zuteil gewordene Einladung jetzt auch an ihn richtete. „Lassen Sie es sich bei uns gefallen und bleiben Sie recht lange hier,“ fügte er, ihr kräftig die Hand schüttelnd, hinzu.

Ein leises Hüpfeln seiner Frau veranlaßte ihn, sich nach dieser umzuwenden und Annes Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, schnell fallen zu lassen.

Die Augen der Gatten begegneten sich, und der Oberst mußte, daß er sich die Unzufriedenheit seiner Gemahlin zugezogen hatte, wenn diese auch mit freundlicher Gelassenheit sagte: „Willst Du so gütig sein, lieber Wilhelm, auf den Knopf des Klingelzuges zu drücken? Unsere Speisestunde hat

schon lange geschlagen, und zu meinem Bestremden hat man noch nicht gemeldet, daß angerichtet sei.“

„Verzeihe, Tante,“ rief Elisabeth, ehe der Oberst den ihm zuteil gewordenen Auftrag ausführen konnte, „ich habe mir die Eigenmächtigkeit erlaubt, zu bestellen, daß wir heute eine halbe Stunde später speisen wollen. Annie war tief erschöpft und schief so süß, da wollte ich ihr gern eine etwas längere Erholungsfrist verschaffen; da die Gräfin Finkenstein bei Dir war, konnte ich Dich nicht um Erlaubnis fragen.“

„Ich bedauere unendlich, daß durch mich Anlaß zur Störung Ihrer Hausordnung gegeben ist,“ jagte Annie, sichtlich erschrocken; „Du hättest das nicht tun sollen, Elisabeth,“ fügte sie mit sanftem Vorwurf gegen die Freundin gegendend hinzu.

„Meine Nichte ist ein wenig unbedacht und zieht nicht in Erwägung, daß Rücksichten auf einen Hausgenossen nicht auf Kosten der anderen gelübt werden dürfen,“ verzehrte Frau von Hildbach in ihrer kühlen Weise; „Du weißt, mein Kind, wie unangenehm Deinem Onkel jede Verzögerung seiner Mahlzeiten ist.“

„O, ich warte schon einmal; Ernst ist ja übrigens auch noch nicht da,“ begütigte der Oberst. „Als ob wir je auf Ernst warten könnten!“ seufzte Frau von Hildbach. „Du schilst ja selbst über den Mangel an Pünktlichkeit, der bei den Zivilbehörden herrscht.“

„Wohl richtig, heute bin ich aber gar nicht hungrig,“ erwiderte der Oberst, den Annie, welche sichtbar unter diesen Vorwürfen litt, dauerte.

„Da ist er schon!“ rief Elisabeth. Die Schwellmiene, welche sie bei dem Verweise der Tante aufgesetzt hatte, erhellte sich bei dem Eintreten des Betters, und in dem scherzenden Tone, den sie gegen ihn anzuschlagen liebte, fuhr Elisabeth fort: „Gott sei Dank, daß Du da bist, Ernst; hättest Du heute nachhaken müssen, kalten Braten und zerlaufenes Eis bekommen, so würde ich die Schuld daran tragen.“

Frau von Hildbach schüttelte leise den Kopf und warf ihrer Nichte einen mißbilligenden Blick zu, Ernst aber lachte hell auf.

„Wegen Schulverhältnissen nachhaken müssen, Du bist tölplich, Elisabeth! Ihr seid also wirklich noch nicht bei Tisch! Das ist prächtig; kommen Sie nur herein, Räuber, wir sind noch zur rechten Zeit eingetroffen!“ rief er durch die halb offen gebliebene Tür; „ich habe uns nämlich noch einen Gast mitgebracht, liebe Mutter,“ fügte er, zu der verwundert aufschauenden Frau von Hildbach gewendet, hinzu.

Im nächsten Augenblick erschien in der Tür ein sehr hellblonder, blauäugiger, junger Mann, zu dessen frischem Gesicht und kräftigem Wuchs die Uniform des Gardehüsarenoffiziers ganz vortrefflich paßte. Er verneigte sich mit untafeligem Anstande, ohne doch eine leichte Befangenheit verbergen zu können, und entschuldigte sich bei der Hausfrau wegen dieses Ueberfalls.

„Er tut, als sei er der Angreifer, während er der Gefangene ist,“ scherzte Ernst; „ich begegnete ihm in der Nähe der Meierei und habe ihn mit Beschlag belegt.“

„Galt zog es ihn, halb sank er hin,“ flüsterte der Leutnant Elisabeth zu, gegen die er sich soeben begrüßend verneigt hatte.

Das junge Mädchen war beim Eintritt des Offiziers in eine Verwirrung geraten, die sich nicht ganz zu verbergen vermochte und die sich noch steigerte, als er ihr das Biat zurante.

Die sonst allezeit Schlagfertige blieb die Antwort schuldig und war sehr froh, als man in diesem Augenblick die Tür des anstoßenden Zimmers öffnete und meldete, daß angerichtet sei.

Ernst machte eine Bewegung, als wollte er Annie den Arm bieten, schon ertönte aber die gedämpfte und doch so gebietende Stimme der Hausfrau: „Lieber Wilhelm, Du führst wohl heute unsern Gast.“

Der Oberst kam sofort dieser Anordnung nach, Frau von Hildbach nahm den Arm des über diese Auszeichnung gar nicht sonderlich erfreuten

Leutnants, und so war es denn selbstverständlich, daß Ernst und Elisabeth das dritte Paar bildeten. „Armer Ernst, Du mußt nehmen, was übrig bleibt,“ scherzte sie, während sie mit ihm den voranschreitenden Paaren folgte.

„Und ich hatte es so gut mit Dir im Sinne, lieblich Dir zu Gefallen habe ich mich heute auf den Leutnantsfang verlegt,“ gab er im gleichen Tone zurück.

„Doch wohl nicht, ohne dabei ein klein wenig des weisen Spruches zu gedenken: „Alles Gute, was wir anderen tun, erweisen wir uns selbst,“ erwiderte sie mit schelmischem Lächeln und einem Blick auf Annie.

„Still!“ flüsternte der Messor und winkte mit den Augen nach seiner Mutter.

Sie hatten, mehrere schön eingerichtete Gemächer durchschreitend, den nach der Parkseite belegenen Speisesaal erreicht, in dessen Mitte die für sechs Personen sorgfältig gedeckte, reich mit Blumen geschmückte Tafel stand. Mit einer Handbewegung wies die Hausfrau den Tischgenossen dergestalt ihre Plätze an, daß Annie zwischen dem Leutnant und dem Obersten, Elisabeth zwischen dem letzteren und Ernst zu sitzen kam, während sie selbst ihren Sohn und Röber zu Nachbarn hatte. Ehe man sich aber niederließ, sprach sie ein ziemlich langes Gebet, dem sämtliche Tischgenossen, vor ihren Stühlen stehend, mit gefalteten Händen zuzuhören hatten.

Die verschiedenen Eindrücke, welche Annie heute empfangen, waren zu mächtig, als daß sie ihre Gedanken bei dem Gebet hätte festhalten können; unwillkürlich schweiften ihre Blicke durch den Saal und darüber hinaus nach dem schönen Landschaftsbilde, das der Blick durch das Fenster gewahren ließ; erst das Rücken der Stühle der Gesellschaft erinnerte sie daran, daß sie ihre vorchriftsmäßige Stellung zu ändern habe.

So vertieft und versenkt die Frau Oberst in ihr Gebet auch gewesen sein mochte, Annies Unaufmerksamkeit war ihr jedoch nicht entgangen, und während sie die Krebsuppe auffüllte, sagte sie mit der ihr eigenen Freundlichkeit, die ihren Worten immer noch einen besonderen Glanz gab: „Sie schiden sich gewiß gern in einen ungewohnten Brauch, Fräulein Wilson; wir sind es gewöhnt, unsern Tag mit Gebet zu beginnen und zu beschließen und es auch unseren Mahlzeiten voranzugehen zu lassen.“

Der Oberst stieß einen ganz leisen Seufzer aus, vertiefte sich aber dann wieder in seine Krebsuppe, von welcher er sich durch den Diener bereits den zweiten Keller reichen ließ. Annie aber antwortete mit einem kleinen Anfluge von Betroffenheit: „Sie irren, gnädigste Frau, das Gebet ist mir kein ungewohnter Brauch; meine Mutter hat es mich gelehrt, auch hatte ich mich bei Ausübung meiner Andacht den herrschenden Gewohnheiten der Familien, bei denen ich lebte, anzubequemen.“

„Deine Gräfin in Nizza betete wohl nicht vor Tische?“ fragte Elisabeth lachend.

Annie erschrak und antwortete ein wenig flodend: „Das hätte sich bei der internationalen Gesellschaft, die in ihrem Salon verkehrte, nicht gut ausführen lassen.“

„Sie waren in Nizza, mein gnädiges Fräulein?“ rief der Leutnant. „O, wie beneide ich Sie darum! Wie lange habe ich mir gewünscht, die italienischen Seen und die Riviera zu besuchen!“

„Besonders Monaco und Monte Carlo,“ spottete Elisabeth.

„Sie tun mir bitteres Unrecht, Fräulein von Hildach, ich rühre nie eine Karte an,“ beteuerte Joachim v. Röber mit treuherzigem Gesichte.

„Dann wären Sie ja ein Unikum von einem Gardeleutnant,“ lachte sie.

„Dennoch ist es so; mich hindert ein Versprechen, das ich meinem Vater leisten mußte, wie dieser bereits seinem Vater geleistet hatte.“

„Dann gehen Sie aber lieber nicht an die Riviera, Freund Joachim, die Versuchung könnte

zu stark für Sie werden,“ lachte der Oberst. „Gaben Sie je das Hazardspiel mit angesehen?“ wandte er sich an Annie.

Sie wurde glühend rot im Gesicht und gleich darauf totenbleich. „Ich war nie in Monte Carlo,“ erwiderte sie ausweichend im gepreßten Ton.

Frau von Hildach betrachtete sie mit halb zugekniffenen Augen. „Man braucht nicht bis Monte Carlo zu gehen, um dem Dämon des Spiels zu verfallen,“ versetzte sie dann mit eigentümlichem Nachdruck.

Der Oberst, an dessen Adresse die Worte gerichtet waren, ließ sich davon aber nicht anfechten, sondern verzehrte mit Behagen den Mal, welcher soeben serviert ward, und ließ sich dazu ein Glas Martobrunner munden.

„Besser als vom Spiel werden Sie von den Weichen von Nizza, von dem Zauber seiner Lage, von seiner Blumenpracht zu erzählen wissen, Fräulein Wilson,“ nahm jetzt der Messor das Gespräch auf und hatte damit die richtige Saite berührt. Annie, welche das Auge des Malers und die Empfänglichkeit des Dichters für Natur Schönheiten besaß, schilberte die Riviera in so einfacher und dabei so entzückender Weise, daß sämtliche Zuhörer das blaue Meer und die Orangenhaine vor sich zu sehen glaubten. Das Gespräch wandte sich dann ihrem Aufenthalt in England und Frankreich zu, und bei aller Bescheidenheit, mit welcher das junge Mädchen erzählte, bei aller Zurückhaltung, die sie sich auferlegte, ging doch daraus hervor, daß sie mit vielem Verständnis gesehen und sich eine für ihre Jugend und ihr Geschlecht nicht ungewöhnliche Bildung angeeignet hatte.

Unvermerkt wurde die Unterhaltung hauptsächlich zwischen dem Messor, der bereits Reisen ins Ausland gemacht hatte, und Annie geführt; die vier anderen waren mehr Zuhörer, der Oberst, jetzt mit seinem Nehrücken beschäftigt, schmunzelnd, Röber lebhaft interessiert, Elisabeth strahlend vor Freude über die vortreffliche Art, mit welcher sich ihre Freundin einführte, Frau von Hildach mit sehr geteilter Empfindungen. Sie freute sich über ihren Sohn und war stolz auf ihn, und es verdroß sie, daß diese „Abenteurerin“, wie sie Annie nannte, sich hier so aufspielte und wohl gar ihre Neze nach ihrem Ernst auswarf. Dieses Gefühl gewann die Oberhand. Kaum war der Nachtiß verzehrt, so hob sie die Tafel auf und sagte spitz zu Annie: „Gaben Sie noch nicht versucht, Reisebriefe zu schreiben, Fräulein Wilson? Sie müßten Ihnen vortrefflich gelingen.“

„Ich fürchte, meine schwachen Kräfte würden dazu nicht ausreichen,“ entgegnete Annie, ohne die mindeste Empfindlichkeit merken zu lassen.

„O, wenn Du es wolltest, so könntest Du es auch, Du kannst alles, was Du willst,“ mischte sich Elisabeth ins Gespräch; „ich habe mich auch sehr darauf gefreut, mit Dir zu musizieren.“

„Fräulein Wilson ist natürlich eine Klaviervirtuosin,“ sagte der Leutnant, der jetzt, wo man in den Salon zurückgekehrt war, den Platz an Elisabeths Seite erobert hatte und keine Miene machte, ihn zu räumen.

„Besser als das, sie ist eine ausgezeichnete Sängerin,“ erwiderte Elisabeth.

„O, so lassen Sie uns etwas hören,“ bat Röber und wollte in das Nebenzimmer eilen, um den dort befindlichen Flügel zu öffnen, aber Elisabeth hielt ihn lachend zurück.

„Barbar,“ schalt sie, „nach Tische soll meine arme Annie singen.“ Daraus wird nichts, abgesehen davon, daß wir die Nachmittagsruhe des Onkels und der Tante stören würden. Ich werde jetzt den Kaffee bereiten, nachher gehen wir in den Garten, und abends wird statt der Nachtigallen, die jetzt schon verstummt sind, Annie ihre Stimme erheben.“

„Wir beugen uns in Demut den Geboten der Königin,“ sagte der Messor neckend. „Dein Programm ist zudem vorzüglich, Elisabeth.“

Es war ein selten genutzter Nachmittag, den die vier jungen Leute im Garten und in dem Park unter den schönen Buchen und Platanen verlebten, ungestört von Frau von Hildach, welche Besuch bekommen hatte und in Beratungen über ein demnächst zum Besten der Kleinfinderkinder zu veranstaltendes Gartenfest zurückgehalten ward. Dem Geheze der Anziehung folgten, fanden sich Ernst und Annie, Joachim und Elisabeth zum Zweigespräch zusammen, dann vereinte sie aber wieder eine gemeinschaftliche Unterhaltung, gewürzt durch Scherz und Neckerei.

Es kam Annie vor, als sei sie schon lange in diesem Kreise, so wohl, so heimlich, so geborgen fühlte sie sich hier — und doch, welche Klust trennte sie von diesen Menschen!

„Und nun, gnädiges Fräulein, den versprochenen Ehrenschmaus,“ jagte Leutnant von Röber, nachdem sie in den Salon zurückgekehrt waren.

„Wenn es Frau von Hildach erlaubt,“ antwortete Annie mit einem Blick auf die.

„Einer Künstlerin gegenüber hat man nicht zu erlauben, sondern zu bitten,“ entgegnete statt seiner Frau der Oberst und reichte dem jungen Mädchen den Arm, um sie in das Musikzimmer zu führen.

Mit geübter Hand schlug Annie die Tasten an, nach kurzem Vorspiel erhob sich ihre wohlgeschulte, glöckere Stimme, Ohr und Herz der Zuhörer wie mit einem süßen Zauber umstrickend.

Das Musikzimmer war nur schwach beleuchtet, die am Klavier befindlichen Lampen warfen ihren Schein auf Annies schön geformten Kopf, auf ihre edlen Züge und auf die weißen schlanken Hände, stießen aber die übrige Gestalt nur in schwachen Umrissen sichtbar werden; wie eine antike Gemme hob sich ihr Profil aus diesem dunklen Hintergrund hervor, und die ungewöhnliche Blässe ihres Gesichts machte diese Läuflung noch vollständiger.

„Und nun noch dies,“ bat Elisabeth, nachdem sie mehrere Mendelssohnische Lieder gesungen, und legte ihr ein anderes Notenblatt hin.

Annie warf einen Blick darauf und machte eine abwehrende Bewegung; es war Schumanns „Frauenliebe und -Leben.“

„Das nicht, nur das nicht,“ bat sie mit leiser Stimme, aber schon waren auch die Herren hinzugekommen, man bestürmte sie mit Bitten, und sie gab endlich nach, aber das Gedicht schien in ihrem Munde sich aus einem Hohenlied beglückter Liebe in den Klagegefang einer Verlassenen und Verateten zu verwandeln. Ramenlich die Stelle: „Du Ring an meinem Finger“, machte einen erschütternden Eindruck, und nach den Worten: „Das Glück ist die Liebe, die Lieb ist das Glück“, brach sie beinahe ohnmächtig zusammen.

„O, meine Gedankenlosigkeit,“ klagte sich Elisabeth an, „ich bestürmte Dich, mehr und mehr zu singen, ohne zu bedenken, daß Du von Deiner Reize erschöpft sein mußt.“

„O, es ist nichts, mir ist schon wieder ganz wohl,“ versicherte Annie lächelnd.

Der kleine Vorfall mahnte aber doch, das Reichen zum Aufbruch zu geben; Leutnant von Röber empfahl sich, um nach der Stadt zurückzukehren, die Frau Oberst verjammelte nach seiner Entfernung die Hausgenossen zur Abendandacht, die heute etwas kürzer ausfiel. Die Dame war mit ihren Gedanken sehr beschäftigt, um sich lange dabei aufhalten zu können. Klug und scharf beobachtend, wie sie war, konnte sie sich nicht verhehlen, daß mit Annie eine Persönlichkeit von solcher Bedeutung in ihren häuslichen Kreis getreten sei, daß dies nicht ohne Einfluß auf denselben bleiben könne, und sie wollte dafelbst keinen Einfluß dulden als den, welcher von ihr ausging.

Schon sann sie darauf, wie sie das junge Mädchen auf schickliche Weise je eher je lieber entfernte, und sie glaubte auch eine Handhabe entdeckt zu haben.

„Sie hat ein Geheimnis,“ sagte sie sich, während sie sich von der Jungfer auskleiden ließ, „es liegt etwas in ihrem Vorleben, das sie zu ver-

Der Weg zum Leben.

Roman von Eridi Ebenstein.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Berge bemüht ist, das muß ich entdecken, das soll mir eine Waffe gegen sie in die Hand geben.“

„Sie hat ein Geheimnis,“ dachte auch Ernst von Hilbach, als er sich in den einige hundert Schritt vom Haus entfernt gelegenen Gartenpavillon, der ihm zur Wohnstätte diente, zurückgezogen hatte, „eine Liebe, der sie nachhängt, die verhängnisvoll in ihr Leben eingegriffen hat.“

Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust; ein ihm bis dahin ganz fremdes Gefühl der Eifersucht auf einen Unbekannten, auf einen Schatten, bemächtigte sich seiner; er hätte zu ihr eilen, sie in seine Arme nehmen und weit, weit forttragen mögen.

„Nach den Ufern des Ganges,“ sumnte er, während er die kühle, balsamische Nachtluft einatmend, noch lange aus dem Fenster seines Schlafzimmers blickte.

Annie selbst fühlte sich tobmüde, und doch floh der Schlaf ihre Augen. „Du Ring an meinem Finger,“ stöhnte sie, „nein, du Kette, die mich gefesselt hält! Ketten zu tragen, welch hartes Geschick!“

„Sie sind am Spiel, Alvensleben, was macht Sie denn heute so zerstreut?“ fragte der Rittmeister von Jeschwitz seinen Partner, mit welchem er nebst zwei anderen Herren an einem der Spieltische des fast nur von pensionierten Offizieren und adeligen Gutsbesitzern aus der Umgegend besuchten Casinos in der Behrenstraße in Berlin saß.

„Ich will es bekennen,“ ver setzte der Angeredete, „der Gast, der heute durch Solleben eingeführt worden ist, beschäftigt und verdrängt mich.“

„Washalb? Was haben Sie an ihm auszuweisen?“ fragten gleichzeitig die beiden anderen Mitspielenden, der Oberst von Hilbach und der Landrat von Goltz. „Der Marquis hat die feinsten Formen, er erscheint mir nur wie ein Repräsentant jener alten, echten französischen Aristokratie, die leider nur noch wenig vorhanden ist,“ fügte der letztere hinzu.

„Bis auf den Puder!“ brummte Alvensleben. „Gerr Major, ich fürchte, Sie liebäugeln mit dem Freisinn!“ sagte Jeschwitz, lächelnd mit dem Finger drohend.

„Warum nicht gar mit den Sozialdemokraten,“ setzte Major von Alvensleben den Scherz fort; „was hat mein politisches Glaubensbekenntnis damit zu tun, daß mir der Franzose nicht gefällt? Sein weißes Haar halte ich ebenso künstlich hergestellt, wie die kohlschwarzen Wimpern und Augenbrauen.“

„Etwa auch die dunklen Augen?“ spottete der Landrat.

„Die muß ich allerdings für echt halten, weniger kann ich dies von dem Ausdruck sagen, den ihr Besitzer ihnen zu geben beliebt; ich kann mir nun einmal nicht helfen, der Mann mißfällt mir,“ antwortete Alvensleben, indem er den stark nach aufwärts gebogenen, graumelierten Schnurrbart strich.

Seine Mitspieler widersprachen, und am lebhaftesten der Oberst von Hilbach, obwohl dieser, da er erst kurz zuvor in den Klub gekommen war, von dem Fremden noch am wenigsten gesehen hatte. Letzterer, ein Marquis Renee von Maleville, war durch ein Klubmitglied, das seine Bekanntheit vor kurzem in Wiesbaden gemacht hatte, in das Kasino eingeführt worden, und seine eigenartige Persönlichkeit fiel daselbst um so mehr auf, als die Anzahl der Besucher nur eine beschränkte war, man befand sich im August und „Berlin“, das heißt die sogenannte bessere Gesellschaft war auf Reisen.

„Gestehen Sie es, Herr Major, Sie haben patriotische Beflemmungen,“ fuhr der Oberst fort; „es ist Ihnen nicht genehm, daß wir einen Franzosen als Gast in unserem Klub sehen.“

„Das war mir auch zuwider,“ nahm statt des Majors Herr von Jeschwitz das Wort, „aber mit dem Marquis ist das eine andere Sache; er teilt, wie mir Solleben versichert hat, die Revanchegefühle seiner Landsleute gar nicht; im Gegenteil —“

„Er gönnt uns das Elsaß von Herzen und ist entzückt über die Niederlage, die wir seinen Landsleuten bei Sedan bereitet haben,“ fiel Alvensleben spottend ein, „ein eigentümlicher Franzose, das muß ich sagen.“

„Als Legitimist hat er eine gewisse Berechtigung, sich über die Niederlage zu freuen, welche dem Kaiserreiche ein Ende gemacht hat, denn sonst wäre nicht an dessen Stelle die Republik getreten,“ bemerkte der Landrat.

„Nein, und tausendmal nein!“ rief Alvensleben lebhaft, „das tut kein Franzose und kann es nicht tun! Läßt sich der Marquis zu solchen Aeußerungen herbei, so verstärkt dies nur mein Mißtrauen —“

„Was haben Sie eigentlich gegen ihn?“ fragte der Landrat, da Alvensleben stockte und gespannt nach dem Zimmer blickte, in welchem der Marquis sich mit einigen Herren unterhielt.

„Das vermag ich wirklich nicht zu sagen,“ entgegnete der Major ein wenig zerstreut, aber er flößt mir eine Abneigung ein, und ich bin in dieser Beziehung nicht ganz frei von Aberglauben, auch hat mich eine solche Antipathie auf den ersten Blick noch nie getäuscht. — Doch still, er kommt hierher,“ unterbrach er sich und wandte sich wieder seinen Karten zu, die anderen Herren dadurch veranlassend, das gleiche zu tun. Sie waren jedoch nicht ganz bei der Sache, denn der Marquis von Maleville trat soeben an den Tisch und bat sehr höflich, dem Spiel zuzuhauen zu dürfen.

Er war von mittlerer Größe, hatte einen elastischen Wuchs, tadellos geformte Hände und Füße und einen interessanten Kopf mit feingeschnittenen, ausdrucksvollen Zügen. Da sein Haar ganz weiß, Wimpern und Augenbrauen, sowie der kleine Schnurr- und der kurze Kinnbart kohlschwarz waren, so ließ sich sein Alter schwer bestimmen, doch deuteten Fältchen in dem gelblich-blässen Gesicht, das durch ein dunkles Augenpaar belebt wurde, darauf hin, daß die Jugend hinter ihm liege. Die gebogene Nase mit den leicht beweglichen Nüstern, das kleine Ohr und das wohlgeformte feste Kinn waren beinahe ebenso gute Zeugen für eine aristokratische Abkunft wie sein Name.

Nur Herr von Alvensleben vermochte diese Beobachtungen zu machen, denn der Marquis, der hinter den Stuhl des Obersten von Hilbach getreten war und diesem in die Karten sah, stand ihm gegenüber. Das zerstreute den Major, die Nähe des Franzosen war ihm immer unbehaglicher, und als man wieder einen Robber beendet, zog er die Uhr und sagte aussehend: „Meine Zeit ist abgelaufen, wenn die Herren erlauben, hole ich aus dem Billardzimmer einen Stellvertreter für mich herbei.“

„Würde es mir gestattet sein, die Karte zu nehmen?“ fragte, ehe der Major seine Absicht ausführen konnte, der Marquis zögernd, ja in seiner fremdartigen Betonung des Deutschen etwas unbehilflich.

Die Spieler erklärten ihre Bereitwilligkeit, der Major trat dem Marquis mit einer ziemlich steifen Verbeugung seinen Platz ab und entfernte sich.

Das Spiel nahm seinen Fortgang, und die drei merkten bald, daß sie ihren Meister gefunden hatten, was etwas sagen wollte, denn sie waren sämtlich sehr gute L'ombre- und Bostonspieler und der Oberst sogar wegen seines feinen Spiels bekannt. Die Art und Weise des Marquis, die feinen Berechnungen, die er anstellte, die Eleganz, mit der seine weiße, nervige Hand, ander ein Ring mit einem großen Diamanten funkelte, die Karten hielt und auspielte, erregte seine Bewunderung, und als jenem ein ganz überraschender „Trick“ gelungen, konnte er sich nicht enthalten, ihm ein Kompliment darüber zu machen.

Der Marquis verbeugte sich mit einem verbindlichen Lächeln, stieß aber dann einen leisen Seufzer aus und sagte: „Was wollen Sie, Herr Oberst, das Spiel ist gewissermaßen die Sprache der Heimatslosen.“

(Fortsetzung folgt.)

Seitdem hatte Wolfgang von seinen Plänen mit seiner Silbe mehr gesprochen. Fast den ganzen Tag stieg er mit Margit in den Bergen herum, und abends schrieb er täglich an Kamilla oder Frau Thomas. Letztere hatte ihm mitgeteilt, daß Kamilla nach seiner Abreise einen besonders heftigen Anfall erlitten habe und seitdem sich nicht erholen könne. Nachrichten von ihm seien die einzige Freude ihres Daseins. Kamillas Zustand beunruhigte Wolfgang sehr. Er hatte damals bei der Untersuchung Unregelmäßigkeiten in der Herzstätigkeit bemerkt, welche, wenn sie schon länger bestanden — was er freilich nicht wußte —, zu ersten Besirgungen Anlaß gaben, besonders in der Zeit nach einem Anfall.

Heute war der letzte Tag des Aufenthaltes hier, morgen reisten sie alle ab. Er mit Margit nach Dresden, Renate mit ihren Schwestern und dem Hofmeister nach M., wohin er in einigen Tagen folgen wollte. Nun packte Margit drinnen ihre Sachen, und Wolfgang hatte es sich mit seiner Zeitung auf der Terrasse bequem gemacht. Aber er las nicht. Traurig glitten seine Blicke über die Fläche des Sees, der wie eine flammende, rotgelbe Waise im Abendjonnenschein dalag. Blauviolett zogen sich die Ufer darum hin, nur gen Westen zu war es hell, da glühten die Felsen, und der herbstgelbe Wald schien zu brennen. Und überall war es still und einsam, denn die meisten Sommergäste waren bereits abgereist. Eine feierliche Stimmung kam über Wolfgang. Er dachte an die seltsamen Wege des Schicksals, wie es ihn mit Hedwig, Kamilla und Martha zusammengeführt hatte und wie sie im Grunde doch alle wieder einsam für sich blieben, keines glücklich? Seine Eltern fielen ihm ein und Theodor und Frau Thomas, zuletzt Renate. Niemand . . . höchstens Menschen wie Grete und Herr Thomas.

Plötzlich sprang er auf und reckte sich und streckte die Arme kraftvoll in die Höhe und lächelte. Nein, nur nicht ungerecht sein! Er dachte an den Friedhof und das Bösigtal und manche arme Hütte hier und dort. War es nicht Glück, was er damals empfunden? Ja. Und jeder Mensch hatte seinen Punkt in sich, von dem aus er das Glück fassen kann, es gilt nur, den Punkt zu suchen und festzuhalten.

In diesen Gedanken störte ihn der Briefträger, welcher zwei Briefe brachte. Sofort erkannte er Gretens Schrift auf dem einen für Renates bestimmten und Frau Thomas' Züge auf dem andern. Hastig riß er letzteren auf. Er war länger als sonst, und während des Lesens verfinsterten sich seine Züge. Mit Kamilla stand es schlecht. Man hatte Doktor Zeller rufen müssen, und der gab wenig Hoffnung. „Sie verzehrt sich selbst“, lautete sein Ausspruch, „und ich weiß besser noch als er, wie recht er hat!“ fügte Frau Thomas hinzu.

Wolfgang ließ das Blatt sinken und starrte auf den See, dessen Blut, langsam verlöschend, einem tiefen, fast schwarzen Blaugrau wich. War er nicht Kamillas Mörder? Ohne ihn lebte sie vielleicht noch jahrelang in heiterem Unbewußtsein der Tragik ihres Schicksals dahin. Vielleicht! . . . Dann fiel ihm ein, daß jung sterben manchmal als ein besonderes Glück gepriesen wird. Hingehen in voller Schönheit, ohne die Enttäuschungen des Lebens zu kennen . . .

„So, Onkel Wolfgang, nun bin ich fix und fertig, Ewig, dies Paden! Aber nun freu' ich mich schon auf die Keise. Denke nur: Friedrich brachte mir eine Bonbonniere und Konstantin ein prachtvolles Büffet. Da werden sie mich in der Pension gewiß gleich alle beneiden.“

„Du mußt nicht daran denken, Gitti,“ sagte er, sankt ihren Kopf streichelnd und ihr ernst in die Augen blickend. „Ich möchte wünschen, daß Du

beginnt, das Leben ernsthaft zu sehen und . . . gut. Würde es Dir nicht mehr Freude machen, anstatt Deine künftigen Kolleginnen neidisch zu machen, recht gütig und liebevoll gegen sie zu sein, wie gegen Schwestern?"

Margit warf den Kopf zurück. „Das weiß ich doch noch gar nicht, ob sie es verdienen. Ich meine, ob sie mir gefallen.“

„Darnach sollst Du gar nicht fragen. Vielleicht verdienst auch Du nicht immer, daß wir gütig gegen Dich sind. Mach' es, wie die Bienen: die holen aus allen Blumen den Honig heraus, das andere lassen sie gar nicht. Sieh auch Du an den Menschen nur das Gute.“

Margit lachte. „Du predigst wie ein Pfarrer, Onkel Wolfgang!“ Er ließ sich nicht abschrecken, sondern zog sie näher an sich und fuhr zärtlich fort:

„Sieh Kind, wenn ich nicht mehr um Dich sein werde, dann denke über meine Worte nach. Dann wird Dir eines Tages auch einfallen, daß es nicht Zweck und Ziel des Lebens sein kann, seine Zeit in oberflächlichen Ländereien hinzubringen, wie Du es bisher gewohnt warst und an Deiner Umgebung geleben hast.“

„Aber was soll ich denn tun? Ich kann doch nicht Ärztin oder Professor werden. Oder soll ich in ein Kloster gehen?“

Wolfgang antwortete nicht auf ihre Worte. Er sagte nur: „Früher oder später wirst Du ein bestimmtes Talent oder eine bestimmte Neigung in Dir erwachen fühlen, der folge dann unbedingt. Jeder Mensch hat Pflichten gegen sich und gegen andere. Es kann sein, daß Du heiratest und Mutter wirst. Dann erfülle Deinen Wirkungskreis ganz und gib Dich selbst völlig hin in diesen Pflichten. Es kann auch sein, daß Du kein persönliches Glück findest, dann stelle Deine Fähigkeiten in den Dienst anderer Menschen, und Du wirst nie allein sein und immer sagen können: Ich lebe mich aus. Nur der lebt sich nie aus, der in Untätigkeit auf irgend ein märchenhaftes Glück wartet, das nicht kommt.“

„Aber ein solches Leben scheint mir nicht sehr amüßant, Onkel Wolfgang!“

„Amüßant, Kind, ist das Leben eben nicht. Aber, was Du amüßant nennst, ist das Traurigste davon, glaube mir.“

Sie sah ihn zweifelnd an und schwieg. Viel später erst verstand sie seine Worte, und Wolfgang sah die Saat aufgehen, welche er in dieser Stunde gesät hatte.

Am nächsten Morgen reiste er mit Margot nach Dresden, und drei Tage später war er in M. Das erste, was er in die Hand nahm, als er sein Zimmer betrat, war ein Brief Gretens, worin sie um Geld bat. Auch Claudia hatte einige Zeilen beigelegt. Beide schrieben äußerst liebenswürdig und ganz unbefangen, als hätten sie mit seiner vollen Einwilligung diese Reise angetreten. Claudia fragte an, ob sie noch einige Wochen ausbleiben dürften, sie sei ganz entzückt von all den Naturschönheiten und möchte gar zu gerne noch Brüssel und Antwerpen kennen lernen.

Wolfgang adressierte das Geld an Claudia. Und ihr allein schrieb er auch, nicht einmal ein Gruß für Gretel war beigelegt. Sie schien für ihn gar nicht zu existieren. Claudias gestellte Anfrage beantwortete er wie folgt: „Du hast mich nicht gefragt, ob Du diese Reise unternehmen darfst. Du brauchst mich also auch wegen der Rückkehr nicht zu fragen. Mit diesem Schritt hast Du Dich völlig von mir losgesagt und auf eigene Füße gestellt. Natürlich fällt auch von nun an die Verantwortung Deines Handelns auf Dich allein. Bedenke also jeden Schritt, den Du tust. Meine Leitung schien Dir ein Zwang, zeige nun, daß Du ein freier Mensch sein kannst, aber sei wirklich frei, nur Dir

selbst getreu, laß Dich nicht von Deiner jetzigen Umgebung beeinflussen, denn alles, was ich Dir bei unserer letzten Auseinandersetzung in Mondsee gesagt habe, halte ich aufrecht. Auch die Behauptung, daß eine Stunde kommen wird, in welcher Du mir viel Unrecht abbitten wirst.“

Einigermassen enttäuscht war Wolfgang, als er unter den eingelangten Briefen keinen aus Solitude fand. Bedeutete dies, daß es dort besser stand, oder war es ein schlimmes Zeichen?

Am nächsten Tage begab er sich zu Renate. Er fand sie beschäftigt, ihre Bücher zu sortieren.

Renate trocknete ihre Hände, die sie vom Staube gereinigt hatte, und jagte überlegen: „Du bist, wie immer, überspannt, Wolfgang. Alle diese neuen Ideen sind ja gut und interessant, aber sie eignen sich nun einmal gar nicht für die Praxis. Denke nur, wohin wir kämen, wenn sie Gemeingut würden.“

„Du meinst also, sie sind nur so zum Bläffern der oberen Zehntausend geschrieben? Aber selbst Du wirst nicht behaupten, daß die soziale Frage jemals aus der Welt geschafft werden kann.“

„Leider, leider. Aber alle diese Leute mit den Führern, die Idealisten oder Blender sind, werden auch nie etwas erreichen. Dessen bin ich ganz sicher. Im Grunde geht es ja den armen Leuten heutzutage gar nicht schlimm, man tut viel für sie durch die Gesetze und Privatwohlthätigkeit. Mehr kann man doch wirklich nicht verlangen. Ich gebe jährlich genug für die Armen, im übrigen bin ich froh, wenn ich nicht viel von ihnen sehe.“

„Dennoch ist es nicht das Richtige. Man muß sie lieben, denn Liebe allein kann die Gegensätze der Welt ausgleichen.“

Renate blickte ihren Bruder scharf an. „Und seit wann liebst Du die Krapüle? Mir scheint, Du hast Dich früher nicht so sehr um diese Dinge gekümmert!“

„Leider, aber das soll nun anders werden.“

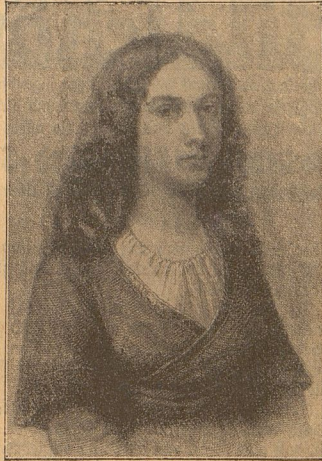
„Was meinst Du damit?“

Sie sah ihn erwartungsvoll an, ganz tief in ihren Augen blitzte etwas wie Kampflust.

Wolfgang erwiderte ihren Blick ruhig und fest. „Ich habe mich entschlossen, M. zu verlassen und meine Kräfte ganz den Leidenden zu widmen. Ich will Armenarzt auf dem Lande werden. Meine Mittel werden mir erlauben, den Leuten vielleicht noch mehr zu sein als bloß Arzt. Jedenfalls will ich mich bestreben, ihr Leben zu erleichtern und das Dunkel zu lichten, in dem ihre Seelen schmachten. Du hast keine Ahnung, Renate, wie glücklich das macht! Zu wissen, daß man etwas geben kann, aus sich selbst heraus, nicht Geld etwa, aber Liebe, Wissen, Teilnahme! Frau Thomas schrieb mir, daß kurz nach meiner Abreise schon die Bauern kamen und voll Sehnsucht nach mir fragten. Kommt Du Dir vorstellen, welche Wonne darin liegt, von fremden hilfsbedürftigen Menschen ersehnt zu werden?“

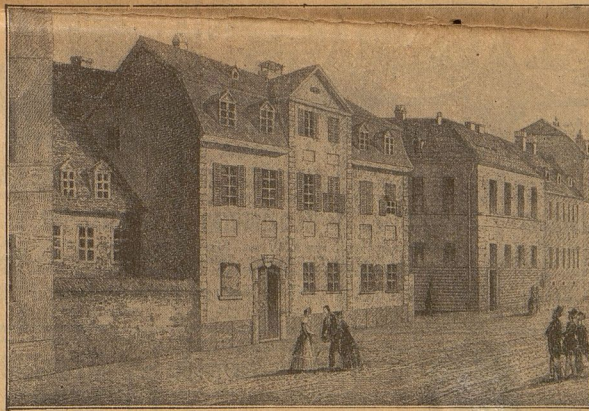
Seine Stimme klang warm und anheimelnd, und die Augen leuchteten glücklich auf, als er die letzten Worte sprach. Renate sah ihn aufmerksam an, dann kräuselten sich ihre Lippen spöttisch, und sie jagte geringschätzig: „Dich hat ganz einfach Philantropenwahnwitz erfasst, mein lieber Wolfgang. Du dürftest ein Russe oder Engländer sein. Soll ich Dir aber sagen, was ich von Deinen Ideen halte? Sie imponieren mir weder, noch rühren sie mich. Ich finde sie nämlich abgeschmackt. . . Im Grunde ist es ja doch nur die ganz gemeine menschliche Eitelkeit, die Dich zu dem allen treibt. Du willst als Altruist bewundert werden, wie andere als Redner, Künstler, Abgeordnete oder weiß Gott als was sonst.“

Wolfgang war unter ihren höhnischen Worten zusammengekrücht. Jetzt stand er blaß und finstler da und starrte mit zusammengepreßten Lippen vor sich hin. Ihre Behauptung hatte ihn wie ein Schlag getroffen. Renate triumphierte im stillen. Aber schon nach wenigen Minuten hob Wolfgang den Kopf, schüttelte ihn lächelnd und sagte: „Mein, Renate, Du hast unrecht. Erst machten mich Deine Worte betroffen, ich dachte voll Scham: sollte sie recht haben? Aber dann jah ich in mich hinein, ganz tief und prüfte mich ehrlich und fand, daß Du nicht recht hast. Wäre ich eitel, wie viele Wege stünden mir zum Beispiel hier in meiner Vaterstadt offen, um eine „Rolle“ zu spielen! Aber



Schillers Gattin Charlotte, geb. von Lengefeld.

Lächelnd laß er die Titel. Da waren Niezsches und Zibens und Tolstois in friedlicher Eintracht beisammen, alte und neue Philosophen, moderne Romane neben einer Ausgabe des Koran und der Bibel.



Schillers Wohnhaus in Weimar um 1800.

„Weshalb lächelst Du so spöttisch?“ fragte Renate etwas nervös, indem sie die letzten Bände an Ort und Stelle setzte.

„Weil es amüßant ist, zu sehen, wie Ihr Gesellschaftsmenschen darauf aus seid, alles Neueste zu verschlingen und weil Ihr dabei so gar nichts in Euch aufnehmt. Oder hab' ich nicht recht? Du ließt Niezsches und betest dabei doch nur die allerkorrekteste Schablone an, wehe demjenigen, der es wagt, nach eigenem Ermessen sich seine Gesetze zu geben! Du studierst Tolstoj und bist doch die Unbildsamkeit selbst. Wehe, wenn Dir jemals eine Fabrikarbeiterin sagen würde: Betrachte mich als eine Schwester, liebe mich, interessiere Dich für mich! Nun . . . ist das vielleicht nicht wahr, Renate?“

„Weshalb lächelst Du so spöttisch?“ fragte Renate etwas nervös, indem sie die letzten Bände an Ort und Stelle setzte.

„Weil es amüßant ist, zu sehen, wie Ihr Gesellschaftsmenschen darauf aus seid, alles Neueste zu verschlingen und weil Ihr dabei so gar nichts in Euch aufnehmt. Oder hab' ich nicht recht? Du ließt Niezsches und betest dabei doch nur die allerkorrekteste Schablone an, wehe demjenigen, der es wagt, nach eigenem Ermessen sich seine Gesetze zu geben! Du studierst Tolstoj und bist doch die Unbildsamkeit selbst. Wehe, wenn Dir jemals eine Fabrikarbeiterin sagen würde: Betrachte mich als eine Schwester, liebe mich, interessiere Dich für mich! Nun . . . ist das vielleicht nicht wahr, Renate?“

„Mein, Renate, Du hast unrecht. Erst machten mich Deine Worte betroffen, ich dachte voll Scham: sollte sie recht haben? Aber dann jah ich in mich hinein, ganz tief und prüfte mich ehrlich und fand, daß Du nicht recht hast. Wäre ich eitel, wie viele Wege stünden mir zum Beispiel hier in meiner Vaterstadt offen, um eine „Rolle“ zu spielen! Aber

de an dachte ich nie. Ein ganz stilles, bescheidenes... persönliches Glück war immer meiner Wünsche Traum.

"Du bist ein Narr," antwortete Renate kalt, "und das verdankst Du diesen Leuten in Solitude."

"Du irrst, wenn Du glaubst, daß Frau Thomas in dieser Richtung mir je einen Rat erteilte."

"Renate, hast Du kein gutes Wort für mich?" Da sah er, daß sie weinte.

"Sie trocknete hastig die Augen. 'Soll ich nun auch Dich noch verlieren... den einzigen, den ich hatte in dieser Wüste?'"

"Ja, sie waren einer Mutter Kind. Aber in Wolfgang, dem Jüngsten, waren all die weichen, liebesbedürftigen Instinkte der Frau Remejus, die

sie im Leben nie hatte zu Worte kommen lassen, zum Dasein erwacht. Er lebte aus, was in seiner Mutter zeitweises latent geblieben.

Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Vielleicht zog etwas wie eine Ahnung dieses Vorganges durch Wolfgang's Seele und stimmte ihn besonders weich.

"Du verkierst mich doch nicht, Renate! Nimm es nicht so tragisch. Wenn wir uns auch zu verschiedenen denkenden Menschen ausgewachsen, wie es ja wohl auch unter Geschwistern meist der Fall ist, so bleibe ich Dir doch immer derselbe!"

"Nein, laß mich," sagte Renate wieder kalt und grollend wie zu Beginn ihres Gesprächs.

Als Wolfgang nach Hause kam, fand er ein Telegramm aus Solitude. Es war von Frau

Thomas und enthielt nur die wenigen Worte: 'Ramilla geftern Abend verstorben. Cordula Thomas.'

Wie ein heftiger physischer Schmerz traf ihn die Nachricht. Er sank auf einen Stuhl und starrte trübe vor sich hin.

Dann rief er seinen Diener und befahl ihm, seine Sachen zusammenzupacken. Während dies geschah, schrieb Wolfgang ein Billett an Renate.

"Martin, diesmal werde ich nicht so bald wieder nach M. kommen. Ich will mich als Arzt am Lande draußen niederlassen."

"Gerr Doktor... aber Herr Doktor!" murrte er unsicher.

"Da werden Sie wohl nicht mithalten wollen, was?" fuhr Wolfgang fort. "Doch brauchen Sie deshalb nicht zu erschrecken."

"Über Herr Doktor... darf ich denn nicht mit? Ich möchte nicht um die Welt zu einem andern Herrn...!"

Wolfgang sah den Alten nachdenklich an. Dann sagte er: "Wenn es Ihnen Ernst ist damit, dann

Beste Bezugsquelle für Cigarren. 100 Stück. 4 Pfeil-Cigarren Mark 2.00 2.50 3.-

Günstiger Kauf in Bettfedern-Betten. Deddelt, Unterbett u. Rippen 12%, 18%, sehr breit 23, 26 u. 30 Mt.

Ausnahme-Angebot. Mit 5 Jahre Garantie. Jeder erhält, dem meine weltberühmten Basismesser noch unbekannt sind.

Emil Jansen, Stahlwarenfabrik. Wald 254 bei Solingen. Komplette Rasiereneinrichtung in poliert, Holzkasten und Spiegel

Photogr. Apparate, Goerz Triëder-Binocles, Gramophone, Violinen, Waffen, Monatsraten. Bial & Freund Breslau 103

Schnell und kräftig entwickelt sich das Jungvieh. M. Brockmann Chem. Fabrik Leipzig-Eutritzsch 35a.

Gratis 10 Musikstücke zu jedem meiner Triumph-Sprechapparate. Musikwarenhau H. Schwenke, Dierigstr. 53.

300 Sorten Harmonikas, Wolf & Comp., Klingschal Sa., Nr. 703, Hienfong-Essen, Hand-Käse!

Grossmütter, Mütter u. Kinder. Anzeigen haben in diesem Blatte die weiteste Verbreitung.

Adolf Kessler junior Markneukirchen I. S. 96. Direktor Versand unter Garantie. Katalog franko.

Sonneberger Puppen u. Spielwaren sowie Thüring. Glas-Christbaumschmuck. Franz Poehntsch, Sonneberg, S.-M.-Nr. 58

Bettfedern und Daunen,
garantiert sauber und gut füllend,
8/10, 0,50, 0,75, 1,-, 1,25, 1,50, 2,00 99.
Vorzügliche Daunen, 2,35 99.
Bericht von 5 Pfund an gegen vorzuges
Einlieferung oder Nachnahme des Betrages.
Gustav Michels,
Cöthen i. Anh.

Extra starke
Echte Hienfong-Essenz
(Destillat) à Dtz. Mk. 2,50, wenn 30 Fl.
Mk. 6,- portofrei.
Labor. E. Walther, Halle-S., Mühlweg 20.

Neue Gänsefedern,
wie sie von der Gans gerippt werden, mit
alten Daunen à Dtz. 1,50 Mk. Die besten
Federn, mit allen Daunen, groß gerippt,
à Dtz. 2,30 Mk., gut gerippt, mit allen
Daunen à Dtz. 3,25 Mk., vorzuges gegen
Nachn., nehme noch nicht gefüllte, gelbe.
August Schuch, Gänsestanzalt,
Neu-Zerbin (Oderbruch).

Elektrisiere dich selbst.
Nervenschmerzen, Rheu-
matismus, Gicht,
Lähm., Krämpfe,
und viele andere
Beschwerden
werden bekannt-
lich durch Elek-
trizität geheilt.
Beherrschender
Prospekt gratis
und franko gegen Rückporto.
Schoone & Co., Fabrik 64/41.
Apparate Frankfurt a. Main. Nr. 41.

Tausende
Kinder-, Sport- u. Luxuswagen, Kinder-
stühle, Kindermöbel, Fahrräder,
Leiterwagen, Fahrrad-
zubehör,
eiserner Bett-
stellen etc.
fern wir direkt an
jedermann zu enorm
billigen Vorzugs-
preisen.
Verlangen Sie bei
Bedarf kostenfrei
uns. neuen Katalog.
**Sächsische Kinderwagen- und
Fahrrad-Industrie Zeitz 98.**

**Brillanten, Juwelen und
Goldwaren für Jedermann**

Man erhält umsonst und portofrei
unseren Katalog mit über
1000 Abbildungen v. Taschen-
uhren, Wanduhren und
Weckern, Ketten, Schmuck-
sachen aller Art, Photoz.
Apparate, Geschichts-
Artikel f. den praktischen
Gebrauch und Luxus,
Sprechmaschinen, Musik-
instrumente, Nähmaschinen
und gerahmte Bilder usw.

**Wir liefern auf
Teilzahlung**

Der Besteller bekommt sofort die Ware,
die er wünscht, und die Bezahlung
geschieht in monatlichen Raten.
Wer einmal so gekauft hat, macht es stets
wieder so. Siehe folgenden beglaubigten
Bericht des öffentlich angestellten beidseitig
Bücher-Revisors und Sachverständigen
F. GORSKI in Berlin:

Ich bescheinige hierdurch, dass von 1000
(tausend) bei der Firma Jonass & Co., G. m. b. H.,
Berlin, nacheinander eingegangenen Aufträgen
574 von Käufern herrühren, welche bereits früher
von der Firma Waren bezogen hatten; ich habe
mich hierzu durch Prüfung der Bücher und
Beläge überzeugt.
F. GORSKI,
beidseitig Bücherrevisor u. Sachverst.

**Viele tausende Anerkennungen.
Hunderttausende Kunden.**

Jährlicher Versand über 25 000 Uhren.
Zusend. des Katalogs umsonst u. portofrei.

**Jonass & Co., Berlin SW. 214
Belle-Alliance-Strasse 3**

Vertrags-Lieferanten vieler Verelne.

Gegründet 1839

1000 Mk.
bar Preise (500, 300, 200 Mk.)
für neue praktische und bewährte
Erfindungen
Friedrichshagen
J. Bettger, Berlin SW 98 u.

Johannes Schütz, Greiz liefert
vorteilhaft und reell beste und neueste
Kleiderstoffe für Damen
und Herren,
billigste Preise. Jedes Maß, Muster frei!
Reise billig zur Auswahl eventuell Lager-
Günstig für Wiederverkäufer und Reisende.
Guter Verdienst durch Verkauf n. Mustern.

Verlangen Sie gratis
illustrierten Katalog
Hygienischer
Bedarfs-Artikel
mit herzlich
verfasster Broschüre.
Sanitätshaus „Aesculap“
Frankfurt a. H. 12

Dieser Stuhl
mit Rohrstr., nubbaum
oder naturpoliert, kostet
2,85 Mk.
Garantie-Zurücknahme.
Versand nur unt. Nachn.
III. Katalog gratis u. franko.
Max Katz,
Möbel-Versandhaus,
Göttingen 105.

Hauserier
und Nebenver-
dienst. Suchende
können täglich
10-20 Mk. ver-
dienen. Für 10 Mk.
Ware gratis laut Prospekt. Laboratorium
J. M. Gündel,
Lichta Königsee Thür. 88
gegründet 1863.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katalog
d. Empfehl. viel. Ärzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW, Friedrichstrasse 91/92.

Nach wie vor werden
wollte
wird
arbeiten
Wilhelm Reckel, Göttingen 57.

Vorzugs-Offerte
Großes Aufsehen erregt ein Weihnachtsbaum mit meinem
weltbekanntem
Glas-Christbaumschmuck!

Sammlung 1: mit ca. 330 Stück in nur ausserordentlich
hochmodernen Neuheiten als: Edelobst, Früchte mit Laub,
Kugeln und Eier mit Phantasiemalerei (Zugendstil) etc.,
läut. Glöckchen, Paradiesbögel, Fruchtkörbe mit Trauben
und Goldäpfeln, Zeppelein Luftschiff, Marmor- und
Feuerfugeln, Milche, gefr. Zapfen, Nikolaus im
Schneemantel, Wädelkind in Rosa, Diamantfugeln und
Spiegelreflektoren, reiz. Blumenmädchen, mit
Selbstenzente u. Silberdraht leonisch umspinnene
glänzende Dekorationen und Sterndecke, Kugel-
gürtelband, Frau Volla mit Kind im Sock,
Nostalgischen mit Kuchengörbchen, Berg-
geist Witzbegal, Krippe mit Christuskind,
Spitze, Ei mit Rubinmünzdeckel, täuschend
natürlich verfertigt gut verpackt für 5 Mark.
Jeder Besteller erhält noch folgende Kunst-
gegenstände als Geschenk: Einen Silberstern
belegt mit 1000 venezianischen Perlen, eine Weih-
nachtsfee m. Trümpfbogen aus Silber (20 cm lang),
einen blühenden Rosenzweig mit Laub u. Wase (25 cm
hoch), sowie Strich u. Reh mit Rebhahn. Sam-
lung 2: Ca. 120 Stück größere Sachen z. selben Preis.
7. Sammlungen bis 20 Mark. Man veräume nicht,
sich von meinem streng reellen Angebot zu übergeben.
Die kleine Zugabe macht Ihnen jahrelang Freude, da
alles von solchem Material hergestellt u. immer wieder
zu gebrauchen ist. Für Stützezahl und Befehle wird
garantirt.

Tausende von Dankschreiben.

E. Reinhard, Neuhaus am Rennweg Thüringen
Ar. 5.
Lieferant feinst. Gfse. — Größtes Geschäft der Branche am Platz.



**WEIHNACHTLICHE
FRÖHLICHEN**

Die rettende Hand

fehlt Ihnen. — Sie werden immer trübseliger, immer ver-
zweifelter, weil Sie sich keinem Menschen anvertrauen wollen,
weil Ihre Nerven immer mehr zerflüßet werden. Allen, die
an Nervenschwäche leiden, sei es gesagt. Ergreifen Sie die Hand,
die Sie aus dem Stumpf trüben Stumpf hinausziehen kann. Lesen Sie
die Ratschläge eines alten erfahrenen Nervenarztes, der wie kaum ein anderer
dieses Gebiet menschlichen Leiden kennt und in der Lage ist, Ihnen tatsächlich
den richtigen Weg zur Gesundheit und Kraft zu zeigen. Dieses hervorragende
Werk ist franko zu beziehen gegen 1,50 Mk. in Briefmarken vom Verlag
Aesculap, Genf 19 (Schweiz).

Emil Komann,
Oberlausitzer Kleiderfabrik
und Versandgeschäft
Seiffenrordorf i. Sa. 280.
liefert das Beste zu billigsten Preisen.
Wasserdichte
Loden - Pelarinen
von 4,85 M. bis 27,40 M.,
Gummil-Mäntel, Fanta-
siewesten, Stoffmäntel,
garant. echt schwarze
Ledertuch-, Trikot- und
Drell-Hosen usw., Tiger-
Decken 2,00 M., Eskimo-
Decken, weiß, 2,70 M.,
Kamelhaardecken mit
2,45 M., Elder-Woll-
decken, braun, 3,50 M.,
Engel-, Trompeten-,
Schwanzritter- u. Tag-
des Herrens-Decken 3,85 M.,
4 Decken Franko Nachnahme. Verlangen
Sie Preisliste. Vertretung sehr lohnend.
Ungezählte Anerkennungen und Nach-
bestellungen. Vertragslieferer v. Vereinen.




Pischinger Torte

Wiener Spezialität. Nach dem
Torte hat einen ungetrockneten
eisernen Bällung ist im
beru. befindet sich im Gefäß
nehmtes Gebild an allen Gelegen-
pauze, 4, 5, 6, 8, 10, 12 bis 15 Mk.
Brennend und in Briefen. Zum
funde ich L. Probenkosten geg. Ein-
Konditorei „Pischinger“

Originalrezept d. Gründers. Die
Originalität. Sie ist wegen ihrer
Sinnhaftigkeit mehrere Monate halt-
von Tag zu Tag. Bestes u. vor-
zuziehen. Preis inkl. Porto u. Ver-
packung, oder Briefmarken, d.
Berlin. Dieser Spezialität ver-
feng. von 1 Mk. in Briefmarken.
i. Auerbach i. V. Nr. 34



„Wohl Niemand“
der über Linexa
Verächtlich hinweg sah..?

Mit Linexa beschriebene Krüge, Mäntelchen etc. können mit kaltem Wasser gereinigt
und sofort wieder benutzt werden. — Enorme Ersparnis an Wasch- und Plättkosten,
4fache Haltbarkeit der Wäsche. Originalflasche geg. Einsd. von 1,20 (Nachn. 1,40).
Georg Tzschachmann & Co., G. m. b. H., Berlin W. 110, Leipzigerstrasse 108.

SOCIÉTÉ VITICOLE
FRANCO-ALEMANDE.
Import
französischer Weine.

Als besonders preiswert empfehlen wir:

Fransösischer Rotwein	Mk. 0,75	Mosel-Weine	per Liter
Moselwein	0,85	Obermoseler	Mk. 0,80
Portwein (spanisch)	1,25	Lieserer	1,00
in Korbfässchen von 5 und 10 Liter Inhalt		Rosenberg	1,20
		Portwein (span)	1,00
		Kognak (fin)***	3,00
		„ „ „	2,00
		Jamalka-Rum-Verschn.I.	3,00
		„ „ „	2,00
		5 Liter od. 10 Fl. Groß-Berlin franko Haus.	

ferner:
Bordeaux-Weine p. Flasche
Narbonne M. 0,80
Chät. Coulon 1,00
Chät. Bernard Bourg 1,20
Chät. Loubaney Curac 1,50
Chät. Raymond Lamarque 1,75

Société viticole franco allemande m. b. H.
Fersprecher: SW., Ritterstr. 50. Amt IV, 9862 u. 1671.

**Bandwurm
mit Kopf**

auch Spul- und Madenwürmer werden
beseitigt durch die
Bandwurm-Emulsion

der Apotheke in Klingenthal in Sachsen 55
inhaber **Apotheker Korb**. Preis pro
Fl. 3,50 M. Genaue Anweisung liegt bei.
Zahlreiche Dankschreiben.

Gichtiker

trinken keinen Brunnen mehr, sondern
nehmen Dr. Liese's Gichtpillen.
Versand durch
Adlerapotheke Cübeck 1.

Wie mein Vater von der
Zuckerkrankheit
befreit wurde, so daß er wieder alle
Speisen genießen konnte und neuen
Lebensmut bekam, teile jedem auf
Verlangen unentgeltlich mit.
Frau Otto Schädle, Lübeck.

Hientong-Essenz extra
stark
vers. 1 Dtz. 2,50 (bei 30 Fl. 6,90 Fr.)
Lab. T. A. Hildebert Fritz, Halle a. S. H.

**Billige böhmische
Bettfedern!**
10 Pfund: neue ge-
schlossene Mk. 15,-
weisse daunenweich
geschlossene Mk. 15,-
schnee-
weise daunenweich geschlossene Mk.
25,-, 30,-, Versand franko zeitfrei,
per Nachnahme, Umtausch und Rück-
nahme geg. Porto vergütet gestattet.
Henedik & Sacherl, Loosca 9293
bei Pilsen, Böhmen.

